Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 115 (2021)
Heft: 10

Artikel: Mit uns die Tiere
Autor: Hoppe, Felicitas
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-965958

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Impuls

Mit uns die Tiere

Felicitas Hoppe

Kurt Marti zum 100. Geburtstag – Kanzelrede am 6. Juni 2021 in der Nydeggkirche Bern

Auf der Kanzel gebührt das erste Wort Gott, und Gott sprach: «Es wimmle das Wasser von lebendigem Getier, und Vögel sollen fliegen auf Erden unter der Feste des Himmels. [...] Die Erde bringe hervor lebendiges Getier, ein jedes nach seiner Art: Vieh, Gewürm und Tiere des Feldes. Und es geschah so. [...] Und Gott sah, dass es gut war. Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei.»

Ob das ebenfalls gut war, sei dahingestellt. Sicher ist nur, dass der Schöpfer schon ein paar biblische Seiten weiter erkennt, «dass der Menschen Bosheit gross war auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böse war immerdar; da reute es den Herrn, dass er die Menschen gemacht hatte [...] und er sprach: Ich will die Menschen [...] vertilgen von der Erde, vom Menschen an bis hin zum Vieh und bis zum Gewürm und bis zu den Vögeln unter dem Himmel.»

So kündigt der Schöpfer die Sintflut an, um sein eigenes Werk zu vernichten. Einzig Noah, den Kurt Martis Freund, Mani Matter, auf so geniale Weise in einem seiner kürzesten und schönsten Lieder als «Spinner» besingt, weil er als Einziger die Katastrophe schon von weitem erkennt, findet kurzfristig Gnade vor den Augen des Herrn; und mit ihm die Tiere, die bekanntlich nicht *mit uns*, sondern *vor uns* da waren: sie am fünften und wir erst am sechsten Tag. Selbst für den Fall, dass es umgekehrt war, ist der Tatbestand klar: Nicht mit *ihnen*, sondern mit *uns*, seinem Ebenbild, befindet sich der Schöpfer bis heute in einem Streit, der noch lange nicht beigelegt ist.

Daran kann auch die rettende Arche nichts ändern; vermutlich nichts als eine Verlegenheitslösung, gefolgt vom Turmbau zu Babel und der simplen Erkenntnis, dass der vermeintlich unbewegte Beweger mit der Erschaffung seines vermeintlichen Ebenbildes, das sich bis heute für die Krone der Schöpfung hält, am sechsten Tag einen Stein ins Rollen gebracht hat, den selbst seine Allmacht nicht aufhalten kann, denn: «Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.»

Doch Gott hat nicht nur die Zeit und ihre Gezeiten erschaffen, sondern hält sich nebenbei auch noch ein paar Dichter und Denker; weshalb das zweite Wort auf der Kanzel heute Kurt Marti gehört, der, im Gegensatz zu mir, in dieser Kirche mehr als zwanzig lange Jahre zu Hause war und dabei weder in der Not stand zu loben noch gelobt zu werden, sondern über seinen Umgang mit einer Welt zu berichten, die ihm zunehmend schwierig und kompliziert erschien und in der zu predigen und sie nebenbei zu bedichten auch für den, der im Januar hundert wurde, mit Sicherheit kein leichtes Geschäft war.

Denn das Misstrauen seines Schöpfers gegenüber dessen eigener Schöpfung war ihm hinlänglich bekannt und Gottes Fehlbarkeit wohl mehr als vertraut. Bis zum Schluss glich er immer wieder von vorn nicht nur als Kanzelredner die Welt mit der Bibel ab. Doch bis zum Schluss hat Kurt Marti nicht aufgehört, jene so geheimnisvolle und schöne wie schadhafte Welt jenseits der Predigt auch im Gedicht zu besingen. Und mit ihr die Tiere und eine Natur, die vor Gottes Ebenbild auch in der Schweiz nicht in Sicherheit ist.

Es lohnt sich, die Gedichte von Kurt Marti immer wieder von vorn zu lesen – jene widerständige, nicht selten mundartliche Mischung aus Gesang und Verstand, aus Lobpreis und Klage, die manchmal womöglich verwirrend erscheint; jedenfalls für den zugereisten Kanzelgast aus der Fremde; nicht nur, weil der bis heute besagte Mundart nicht kennt, sondern die Schweiz immer noch für eine Mischung aus ARCHE und SANATORIUM hält, die bei ihren Gästen gelegentlich den Eindruck erweckt, hier seien sie kurzfristig in Sicherheit: in einem so kleinen wie herrlichen Land, das mitten in der Sintflut Europas jenem biblischen Kasten aus Tannenholz gleicht, dessen Kammern

scheinbar dauerhaft nach innen wie aussen verpicht sind.

Dieser Ansicht steht die Dichtung Kurt Martis schon aus eigener Lebenserfahrung mit jeder einzelnen Zeile entgegen. Kein Wunder also, dass er den Wunsch formulierte, *dass Gott ein Tätigkeitswort werde,* und der Formelhaftigkeit abgenutzter religiöser Sprache immer wieder mit dem ihm eigenen und unverwechselbaren Humor begegnete, der immer existenziell grundiert ist: *aus untiefen / ruf ich / gott / nach mir.*

Und mit ihm rufen die Tiere, die nicht nur im lyrischen Kosmos des Dichters einen besonderen Platz einnehmen. Schwebende Lyrik und prosaischer Alltag liegen bei Marti dicht beieinander; denn es sind nicht nur die unter «reglosen Schwingen» segelnden Bergdohlen, mit denen Marti, nicht ohne leises Pathos, die erhabenen Dome der Gletscher und das im Fels orgelnde Licht feiert, sondern nicht weniger auch die «flotzmäulig» Gras rupfenden Kühe, die tappenden Hunde und die (nur scheinbar harmlos) hüpfenden Spatzen, denen der Dichter ihren je eigenen Auftritt verschafft.

Und zwischen Dohle und Hund auch der nach wie vor schlecht beleumundeten Schlange, die uns jenes zweifelhafte Glück der Selbsterkenntnis beschert hat, aus der sich der wache Geist und der trockene Witz eines Dichters nähren, dem die Schweizer Arche niemals Idyll werden konnte. Diese Schlange lässt er rascheln und schlüpfen, ringeln und züngeln, er lässt sie essen und spielen und versetzt uns damit in jenen verlorenen Garten zurück, den wir bis heute als Paradies bezeichnen, von dem wir ahnen, dass es für immer verloren ist. Und hält wie immer mit einem unsentimentalen Gedicht dagegen:

missachtet
schläft tiernis
in uns:
träumend von
einem spielenden gott
träumend von
freundlichen menschen

Damit sind wir mitten im Zentrum der Marti'schen Dichtung, bei seinem Ruf nach Aufmerksamkeit für jene menschliche TIERNIS, die von keinem strafenden, sondern von einem spielenden Gott träumt und von einem nicht zerstörenden, sondern von einem freundlichen Menschen. Doch welchen Platz haben in diesem Traumspiel die Tiere, denen ein anderer Dichter, Sie kennen ihn alle, so kühn wie pathetisch bescheinigt hat, ihr Gesicht sei «frei von Tod», weshalb sie «in Ewigkeit» gehen, «wie die Brunnen gehen»?

Aber wer sagt uns, dass Rainer Maria nicht irrte? Ob Marti die Tiere besser kannte, sei dahingestellt. Sicher ist nur, dass er wusste, dass unser unstillbarer Wunsch nach ewiger Schönheit genauso wenig mit der Wirklichkeit zur Deckung kommt wie Poesie und Moral. Denn an der selbstzerstörerischen Missachtung der Schöpfung kommt kein Dichter vorbei, auch dann nicht, wenn er sich auf das Spiel herausredet; denn wovon immer er spricht und was immer er dichtet, immer kommt ihm dabei jenes andere wilde Tier in die Quere, das uns am wenigsten schützenswert scheint. Kurt Marti hat es das ICHTIER genannt, das allerdings weniger an einen Menschen als an ein im Tiefsten bedürftiges Monstrum erinnert, denn:

das ichtier hat hunger
das ichtier sucht beute
das ichtier greift an
das ichtier zerreisst

das ichtier verschlingt
das ichtier wird überrascht
das ichtier setzt sich zur wehr
das ichtier blutet

das ichtier klagt
das ichtier leckt seine wunden
das ichtier rollt sich zusammen
das ichtier möchte gestreichelt sein

Hätte der Schöpfer vor seiner Zeit Kurt Marti gelesen, hätte er vermutlich verstanden, dass sich grundsätzlich alles zusammenrollt, was man nicht rechtzeitig streichelt, und womöglich hätte er auf die Sintflut verzichtet. Allerdings lehrt uns Kurt Marti, dass die Liebe «zu Fuss» geht, sprich, dass sie, genau wie die Selbsterkenntnis, immer zeitverschoben hinter uns herhinkt. Dass er selbst die Welt nur dichtend gestreichelt hätte, kann man allerdings auch nicht behaupten; schliesslich wusste er allzu gut, dass sich die Welt durch die Dichtung nicht retten lässt, weder durch das Besingen der Sterne noch durch den Chorgesang der schwebenden Dohlen und auch nicht durch das Grasrupfen der Kühe, die wenig später den Tod in der qualvollen «Enge der Tierfabriken» sterben.

Stellt sich die Frage: Ist der Mensch nicht das grösste Kuckucksei Gottes? Aus dem sein unberufenster Vogel schlüpft, der bis heute auf der Suche nach seinem eigenen Nest ist und nur bedichtet, was er bis heute nicht findet? In seiner *vision des leonardo da vinci* geht Marti noch weiter; dort ist von «kreaturen» die Rede, die «einander endlos bekämpfen», und:

ihre bosheit wird schrankenlos sein. [...]
in grenzenlosem grössenwahn
werden sie sich zum himmel aufschwingen
wollen [...]

ach erde
warum klaffst du nicht auf
[...]
damit du dem himmel nicht länger
so grausame monster vorzeigen musst?

Da ist es wieder, das hässliche Ichtier, das zubeissen muss, weil niemand es streichelt und weil es bis heute selber nicht weiss, was es wirklich (tatsächlich) ist: Monster, Mensch oder Engel? Was übrigens diese Engel betrifft, von denen Kurt Marti behauptet, sie wandelten zu Unrecht in Menschengestalt, muss ich dem Dichter für einmal doch widersprechen, denn: Hat man jemals einen Menschen mit Flügeln gesehen?

Apropos Flügel: Es war weder ein Engel noch ein Mensch, den, als die Wasser sich wieder zu senken begannen, Noah auf der Suche nach dem rettenden Festland aussandte. Nach einem erfolglosen Raben war es eine fündige Taube, die angeblich jenen grünen Zweig zurückbrachte, der die Stimmung in der Arche immerhin kurzfristig hob.

Doch in der Dichterstube Kurt Martis ist es ein anderes, ein weit kleineres geflügeltes Tier, das in der Arche nach unserer Aufmerksamkeit ruft. Nichts als ein Insekt, noch dazu das niedrigste, verworfenste und am meisten verachtete unter den Tieren, das vermutlich nicht das rettende Festland entdeckte, dafür aber das innere Festland des Menschen bis heute immer wieder in Aufruhr versetzt, weil es der Krone der Schöpfung bis heute gern das Licht in der Nacht unter seiner vergeistigten Lampe streitig macht.

Hier ist, Sie ahnen es schon, von jenem MISTSTÜCK die Rede, das in der Dichtung nur selten einen Platz gefunden hat. Und wer, wenn nicht Kurt Marti, wäre dazu in der Lage gewesen, ihm in seiner privaten Arche nicht nur die Ehre zu geben, sondern ihm buchstäblich den eigenen Hof zu machen. Sein *gedicht für eine fliege* ist bis heute mein unangefochtenes Lieblingsgedicht, weshalb ich es von der Kanzel herab in voller Länge zitiere:

unzeitig
(draussen fällt Schnee)
ist in der stille
des nächtlichen zimmers
eine fliege erwacht

blau schimmernd
im gelben licht
einer reispapierlampe
surrt sie aufab aufab
vor bücherregalen

ja und
(so höre ich fragen)
was willst du uns damit sagen?

nichts nichts:
ich schreibe das auf
für die fliege

«Das Leben einer Fliege», schreibt der Berliner Religionsphilosoph Thomas Brose, «ist auf den ersten Blick kaum der Rede wert. Schnell verwandeln sich Menschen in mehr oder weniger subtile Jäger, wenn sie sich beim Essen, Lesen oder Schlafen genervt fühlen. Im ungleichen Kampf zwischen Klein und Gross kann sich die Fliege allein durch ihr hochentwickeltes Komplexauge *(oculus compositus)* retten. Dieses erlaubt es ihr, blitzschnell zu reagieren und sich in Sicherheit zu bringen.» Und er fährt fort: «In Kurt Martis *gedicht für eine fliege* ist davon nicht die Rede. Frieden liegt über der nächtlichen Szene; Schneefall dämpft alles Ungute. Keine Gefahr, dass das Tierchen mit einer Handbewegung vernichtet wird.»

Ja, und so höre ich fragen: Was genau will der Dichter uns jetzt damit sagen? Ludwig Wittgenstein hat in seinen *Philosophischen Untersuchungen* erklärt, eigentliches Ziel der Philosophie sei: «Der Fliege den Ausweg aus dem Fliegenglas zeigen.» Doch mit seinem *nichts nichts* verweigert der Dichter nicht nur den philosophischen, sondern auch den poetischen Auftrag. Er sagt *nichts,* er zeigt *nichts* – er ist einfach da. Er ist vom Besprecher und Erklärer zum Betrachter geworden, er schaut und hört einfach zu; er lauscht jener Schöpfung, die wir bis heute nicht kennen, denn: «Tiere sind: krabbelnde, kriechende, schwimmende,

fliegende Phantome der geselligen Gottheit.»

Mit der Fliege hat der Dichter auf befriedende Weise die Seiten gewechselt – nicht er, sondern sie schreibt das letzte Gedicht, allerdings in der Mundart der Fliege, «surrend aufab aufab» vor unseren langsam verstaubenden Bücherregalen. Er hat der blau schimmernden Fliege den Vortritt gelassen. Denn wenn das komplexe Auge der Schöpfung wiedererwacht, dürfen Dichter und Kanzelredner getrost und getröstet verstummen.

Und Gott sah, dass es GUT war! ●

○ Felicitas Hoppe, *1960, lebt als Schriftstellerin in Berlin und Leuk. Seit 1996 veröffentlicht sie Erzählungen, Romane, Kinderbücher und Feuilletons. Sie ist Trägerin des Georg-Büchner-Preises und Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung.
felicitas-hoppe.de

○ Der Gedenkgottesdienst vom 6. Juni 2021 wurde von der Kirchgemeinde Nydegg und der Kurt Marti-Stiftung organisiert.

Gefühlsduselei*

Mein Geld ist auch dein Geld ist auch mein Geld

Geneva Moser

Wenn meine Mitbewohner*innen und ich gemeinsam in einem Restaurant essen oder einen Kaffee trinken, machen wir manchmal einen etwas plumpen Scherz, sobald es um das Begleichen der Rechnung geht: Du, ich lade dich ein! Auch wenn der Scherz schon alt und abgelutscht ist, amüsiert er uns. Warum ist das lustig? Weil wir eine gemeinsame Kasse haben. Wir laden einander also ständig wechselseitig ein – oder eben gar nicht, denn das Geld gehört allen gemeinsam. Wir teilen (allfällige) Einnahmen und (allfälliges) Vermögen miteinander. Es gibt ein gemeinsames Alltagskonto, zu dem alle mit der eigenen Bankkarte Zugriff haben. Jede*r bekommt, was er oder sie braucht, alle wägen ihre Bedürfnisse eigenverantwortlich im Rahmen der gemeinsamen Möglichkeiten ab.

Vor acht Jahren habe ich mich zu dieser Form des Umgangs mit Geld entschieden. Dieser Schritt war mit Ängsten verbunden, mit vielen Fragen. Die ideologische Überzeugung war aber stärker, und mit der Zeit sind die Ängste und Unsicherheiten der Freude über das praktische Funktionieren und der Erleichterung gewichen.

Dieser Versuch einer alternativen ökonomischen Struktur, die gemeinsame Ökonomie, verbindet meine Wohngemeinschaft mit anderen Kommunen.